

(Nachdruck verboten.)

21] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Kurt hatte heute bei seiner Arbeit auch nicht die rechte Sammlung. Er mußte zuviel an sein trauriges Mädchen und den Grund ihres Schmerzes denken . . . Schließlich, wie er alles so immer von neuem überlegte, kam er auch auf den Rechtsanwalt Zander und die Begegnung neulich im Restaurant. Und wiederum er sich den Zusammenhang nicht recht denken konnte, wurde es seinem spürenden Verstande und mehr noch seinem Gefühl immer mehr zur Gewißheit, daß bei Ella Vorladung dieser Zander seine Hände im Spiel habe.

Klar und gerade, wie er stets handelte und dachte, nahm er sich vor, gleich nach Beendigung seines Dienstes — er war jetzt beim Landgericht II tätig — zu dem Manne hinzugehen und mit ihm zu reden.

Sobald er frei war, erkundigte er sich im Zimmer der Rechtsanwälte nach Zander, und während noch der Bureaudiener nach jenem suchte, kam der Anwalt selbst, in der Absicht, eben fortzugehen.

Der Referendar trat, seinen Hut lüftend, auf ihn zu und sagte, er hätte den Wunsch, über eine Angelegenheit mit ihm zu konferieren.

„In Braxi?“ fragte der Anwalt, wobei sein unsympathisches Gesicht förmlich triumphierte.

„Das auch . . . vielleicht könnten wir gemeinsam nach Hause fahren?“

„Ich esse in der Stadt, aber ich lade Sie ein, mein Gast zu sein!“

Er sagte das sicher nur deshalb, weil er wußte, wie wenig angenehm seine Einladung Kurt sein würde . . . Er war sich ja keinen Augenblick unklar über die Beweggründe, die Kurt von Solfershausen ihn auffuchen ließen.

Kurt entschuldigte sich, er habe schon gegessen und nippte auch kaum an dem Wein, den jener ihm einschenkte, als sie eine halbe Stunde später in einem künstlerisch eingerichteten Weinstube der Friedrichstadt einander gegenüber saßen.

Der kleine, mit geschliffenem Messing und alten Kupferstücken dekorierte Raum gehörte ihnen, da keine Gäste sonst hier saßen, ganz allein. Kurt ging gerade auf sein Ziel los:

„Sie wissen, Herr Rechtsanwalt, daß ich mit Ella Hellwig zusammenlebe, nicht wahr?“

Zander tat, als fiel er aus den Wolken:

„Aber nein, was Sie sagen! . . . Das ist das erste, was ich höre! . . .“

Mit einem verächtlichen Gesicht erwiderte der Referendar:

„Dann wundert es mich aber doch, Herr Rechtsanwalt, daß Sie dem Gericht zu irgend welchen Zwecken meine Adresse als die des Fräuleins angegeben haben . . .“

„Ach so ja“, Zander legte die Hand an die Stirn, „das stimmt! . . . bei dieser Fülle der Geschäfte vergißt man zu leicht solche Dappalien . . . und sehen Sie, Herr Referendar — übrigens hab' ich Ihnen ja noch gar nicht dazu gratuliert, lieber Freund!“

„Danke, danke!“ wehrte Kurt ab.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Herr von Solfershausen, nun wußt' ich doch die Adresse des Fräuleins nicht, wohin sollt' ich denn da adressieren! . . . Schließlich kam ich auf die gute Idee, das Schriftstück per Adresse an Sie, verehrter Herr, gehen zu lassen! . . . Sie, sagte ich mir, würden die Zustellung schon in die rechten Hände befördern . . .“

„Das ist geschehen!“ . . . entgegnete Kurt sehr ernst, „aber darf ich Sie nun vielleicht fragen, was der Zweck dieser Ladung ist, Herr Rechtsanwalt! . . .“

„Ja, das ist eigentlich Amtsgeheimnis! . . . aber . . .“ er machte eine chevalereske Handbewegung, „unter so guten Bekannten wird es schließlich weiter nichts auf sich haben! . . . Ich habe nämlich . . . ich wollte . . . das heißt, die Dame, ich meine Fräulein Hellwig ist eine Freundin meiner Klientin, Fräulein Blankenstein . . .“

Kurt zuckte die Achseln:

„Vedure . . . mir gänzlich unbekannt!“

„Nun, da verlieren Sie auch nicht sehr viel“, meinte Zander, der sich jetzt auf den guten Kerl aufspielte, „Fräulein Marie, oder, wie man in Berlin D. sagt: Niece Blankenstein soll nämlich einem jungen Menschen, offenbar einem ihrer vielen Verehrer, die Uhr geklemmt haben . . .“

Kurt nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, er war blaß geworden:

„Und das soll die Freundin von . . . von Fräulein Hellwig sein, sagen Sie?“

„Ja, ganz recht . . . so sagte ich . . . und so ist es auch!“

„Sie wollen sagen“, erwiderte Kurt mit einem hochmütigen Zusammenziehen seiner weißen, hohen Stirne, „daß dies von Ihrer Klientin behauptet wird?“

„Nein, Fräulein Hellwig hat es mir selber auch gesagt.“

Kurt sah vor sich nieder, als habe er einen Schlag bekommen. Er zweifelte kaum an der Wahrheit dessen, was Zander behauptete.

„Ja“, sagte er mit einer Stimme, die ihm selber fremd vorkam, „sie wohnte damals bei dieser . . . bei diesem Fräulein Blankenstein . . .“

„Ganz recht! . . . und sie sollen gesehen haben“, fuhr der Rechtsanwalt hämisch fort, „wie die Blankenstein von einem jungen Menschen namens Meyer die fragliche Uhr als Pfand erhalten hat . . . während von der gegnerischen Seite behauptet wird, die Blankenstein habe dem Meyer einfach die Uhr aus der Tasche gerissen, als dieser den Bettzins nicht entrichten konnte . . .“

„Und deshalb haben Sie die Ladung des Fräulein Hellwig beantragt?“ fragte Kurt, der sich bemühte, kalt und ruhig zu bleiben und der mit einem harten Entschluß rang. Er blickte vor sich hin, aber plötzlich fuhr sein Auge empor, mit einem Aufblitzen hinein in die grinsende Fraze des Rechtsanwalts. Und sich erhebend, sagte der Referendar:

„Sie sind der gemeinste Mensch, der mir je vorgekommen ist! Wenn ich nicht fürchten müßte, mich zu beschämen, würde ich Sie hier vor allen Leuten ins Gesicht schlagen! . . .“

Martin Zanders graue Gesichtsfarbe bekam einen Stich ins Grünliche, seine flackernden Augen wurden groß, und die unangenehmen Lippen unter dem schütterten Schnurrbart krampften sich nach innen.

„Nehmen Sie das zurück!“ sagte er fast weinend.

Kurt sah ihn fest an und sagte langsam, mit halblauter Stimme:

„Ich wiederhole, Sie sind das ordinärste Subjekt, das mir je vorgekommen ist! . . . Ich . . .“

„Und trotzdem“, geiferte der andere dazwischen, „trotzdem hat mich . . .“

Aber er kam nicht weiter, die neue Schändlichkeit erstarrte auf seinen Lippen vor dem erschreckenden Gesichtsausdruck des jungen Mannes, dessen Geduld am Ende schien, und der auslief, als wollte er sich im nächsten Augenblick auf Zander stürzen, um ihn zu erwürgen.

Der Rechtsanwalt drehte sich plötzlich zur Seite, rief: „Kellner zahlen!“ und beglich, als der Kellner, der, offenbar schon neugierig geworden, unweit Posto gefaßt hatte und jetzt schnell herbeikam, seine Beche.

Dann, schon im Abgehen, drehte er sich noch einmal um und stieß mit einem wütenden Blicke seines widerwärtigen Gesichtes die Worte hervor:

„Das vergesse ich Ihnen nicht! . . . Sie! . . . Das . . .“

Kurt verstand das übrige nicht. Er sagte zwischen die Worte des Anwalts hinein:

„Ich bin jederzeit zu finden! . . . und ich wiederhole, was ich gesagt habe! . . .“

Es war, als wollte sich Zander noch zu einer Erwiderung umdrehen, aber er ging weiter. Gleich nach ihm verließ Kurt v. Solfershausen das Lokal.

14.

Es war, wie wenn unausgesetzt ein schweres Gewitter über dem kleinen traulichen Nest stünde, das Kurt Solfershausen und die blonde Ella sonst von früh bis spät mit ihrer verliebten Bärtlichkeit erfüllt hatten. . . . Die Tage bis zum 27. November wurden für beide zur endlosen Pein. Und wie der Morgen herankam, an dem Ella fortmußte, nach Moabit zur Verhandlung, da ebnete ihr Geliebter der Blon-

den selbst den Weg, indem er früh aufstand und, einen besonderen Dienst vorschüßend, mit raschem Abschied fortging.

Ella zerbrach sich den Kopf, ob er wohl wußte oder ahnte, um was es sich handelte. . . . Oh, er war viel zu klug und hatte sie zu lieb, um ihren Zaumer nicht mitzuempfinden. . . . Aber wissen — woher sollte er es wissen? . . . Daß Kurt den Rechtsanwält Bander aufgesucht haben könnte, daran dachte die Blonde nicht, die jetzt auch viel zu sehr hingegenommen war von der angstvollen Erwartung der Dinge, welche ihr in Noabit bevorstanden. . . .

Sie zog sich einfach schwarz an, was ihr übrigens am besten stand und bemühte sich erfolglos, die Spuren der immer wieder hervorquellenden Tränen zu vertilgen.

Dann fuhr sie hinaus.

Wie entsetzlich langsam verging doch die Zeit, bis die Sache Blankenstein aufgerufen wurde! . . .

Und auf einmal — Ella ward weiß wie der Glacehandschuh, den sie trug — auf einmal sah sie Niece Blankenstein, die von einem Beamten über den Korridor geführt wurde. Also die sah im Gefängnis?! . . . Ella durchrieselte es eiskalt und sie sah sich selbst schon an diesem fürchterlichen Ort. . . .

Niece trug ihre sonstige Kleidung, aber das früher so hochtupierte Haar war jetzt sehr einfach gemacht und an den Füßen hatte sie schwarze, ausgetretene Lederpantoffel. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vom Krieg der „Heiligen“.

Von Jeppe Aakjær.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

In „Sichem“ — so nannten die Heiligen ihr Versammlungshaus — war eine fromme Zusammenkunft abgehalten worden und nun war eine kleine Gesellschaft von „Lauen“ in den Dorfstrug hineingegangen, wo sie mehr Kaffeepünche tranken, als sich aus dem Geseh und den Propheten rechtfertigen ließ. Das Gespräch drehte sich zunächst um fromme Themen; indessen führten nur zwei das Wort, die übrigen hörten zu. Da war zunächst der hohe, schwere und massive Kren Konradsen, der durch seinen mächtigen Körper ganz natürlich zum Mittelpunkt der Gruppe wurde, um so mehr, als auch die Brantweinflasche in seinen Händen war. Zu seiner Rechten saß der vorsichtige Tischler Wolle, der zur inneren Mission einige Neigung hatte, eine noch größere aber — Gott sei geklagt — zum Brantwein. Dann war noch Esper Madsen da, der immer darauf brannte, Bibelsprüche zu zitieren, an diesem Abend aber durch Kren Konradsen, der das durchaus nicht leiden konnte, kurz im Raum gehalten wurde. Alle 5 Minuten erhob er sich halb von seinem Sitz und näselte mit belegter Zunge: „Jesus sprach zu seinen Jüngern“ — weiter kam er nie, dann wurde er von Kren Konradsen wieder auf seinen Stuhl herabgedrückt, mit rücksichtsloser Autorität, wie man etwa ein Insekt vom Tisch fegt.

„Zum Teufel mit Deinem Geschwäh, Du Gitterbüß.“

Der Tischler Wolle hatte soeben eine von seinen vorsichtigen, gleichsam schleichenden Reden über Kingos Gesangbuch geschlossen. „Das war ein kleines feines Buch. Darin konnte man lesen, ohne auf böse Gedanken zu verfallen. Ich muß sagen — Gott verzeih es mir! — daß wir nach meiner Meinung uns gern noch einige Jahre damit hätten begnügen können. Das neue mag ja auch gut sein; ich vermag wahrlich kein Wort darüber zu sagen; Gott weiß ja, was am besten ist. Wenn es aber ausgesprochen werden darf, meine ich, daß unser eins sehr wohl bei dem hätte selig werden können, bei dem unsere Eltern selig geworden sind. Wir sind aber freilich nur sündige Menschen, die eitel Strafe verdient haben. Ach, Jesus sei uns gnädig — wir wollen nicht zübeln darüber grübeln, sondern Gott die Ehre geben in aller Ewigkeit.“

Bei diesem schmutzen Gerede erwachte Jens Koppborg und krächzte:

„Auf Christus bauen,
Auf ihn vertrauen,
In ihm den Sinn,
Das ist Gewinn.“

Hier wischte er sich eine Träne aus dem Auge.

Im selben Augenblick beugte sich die Schenkmamsell über den Tisch, um die Zuckerschale mit neuem Stüdzucker zu füllen. Jens Koppborg legte den Arm um ihre Taille und sah mit verglastem Lächeln zu ihr hinaus.

„Du hast weiche Arme, Christine — nicht so knapp!“

„Koch einmal krächte Esper Madsen aus seiner geduckten Stellung: „Jesus sprach zu seinen Jüngern“.“

Kren Konradsen aber droh' ihn in Grund und Boden, so daß er auch diesmal nicht weiterkam.

„Du bist ja so besoffen, daß Du ganz steif und starr bist. Du solltest Dich schämen, in diesem Zustand unter uns Gotteskindern zu erscheinen.“

Dann glitt das Gespräch auf die Saat und Viehzucht hinüber, und Kren Konradsen sagte mit indignierter Geste:

„Ja, nun freute man sich eben über das bischen Sommer, und dann kommt der liebe Gott wieder mit seinem Winter und seinem Quatsch.“

„Nein, ah, nein, Kren,“ brach nun der Tischler Wolle in strengem vorwurfsvollen Ton aus, „nun darfst Du hier nicht sündigen Gedanken zum Raub fallen. Hüte Dich vor dem, was Dein Mund spricht und werde nicht wie einer der unbeschnittenen Philister.“

Kren Konradsen aber wurde nun im Ernst gornig.

„Du brauchst mir derartige Pillen nicht zu geben, denn wo ich gestanden habe, wirst Du niemals stehen. Als Du konfirmiert wurdest, wo mußte man Dich da bei der Kirchenprüfung wohl juchen — ich, mein Freund, stand als erster in der Kirche und einmal in einer Festzeit — es sind 7 Jahre her, aber ich erinnere mich noch daran, als wenns gestern gewesen, es war Palmsonntag — da wurde der alte Küster mitten im Dienst krank, und dann kam der Pastor (Kren Konradsen unterdrückte hier eine heftige Bewegung) — es war ja Lassen, das war, hol mich der Satan, kein Schwafsgelirt — dann kam er also, ich erinnere mich genau daran, dann kam er aktuell so auf mich los und tupfte mich auf die linke Schulter — genau so, wie ich es jetzt mit Dir mache, Wolle — ein ganz kleines leichtes Klopfen — und ich verstand ja soviel, daß er etwas von mir wollte und ging also mit ihm abseits, das muß man ja. Und hier sagte er mir nun, was er wollte — der Küster sei krank geworden, mitten im Dienst, ob ich nun (Kren heulte), ob ich nun seinen — Platz — über — nehmen — wollte. Und ich (Kren heulte) mochte es ja dem Pastor nicht abschlagen und wurde nun unter der Thortür untergebracht — an Stelle des Küsters, wie Ihr Euch denken könnt. Und ich sollte nun seinen Spruch hertragen. Das ist (Kren heulte) eine große Aufgabe für einen einfachen Mann.“

Ich stand aber unerschrocken da bis ans Ende. Und da ich „Amen“ sagte, da war, Gott verdamme mich, nicht einer von meinsgleichen in der Kirche, der mir vorwerfen konnte, ich hätte auch nur ein Wort verkehrt gesagt. Manah anderer war auf die Nase gefallen, denn man hat ja gleichwohl kein rechtes Studium, ich aber hielt meine fünf Schweine zusammen, und als ich fertig war, war ich bewegt, und ich konnte sehen, daß auch der Pastor bewegt war.“

Eine Stelle war da, da war' ich beinah' auf den Hintern gerutscht — man hat ja die Übung nicht. Und wenn man den Ton nicht halten kann, kann man ebensogut gleich abtanzen. Ich hatte eben dem Pastor auf die Strümpfe geholfen und setzte mich zurück — mit aller Ruhe, man muß ja wissen, wie man sich an solchen Orten zu benehmen hat — und dann sollten wir also den letzten Psalm singen und ich sollte vorsingen, wie es sich von selbst versteht.

Aber dann war dieser Schläuter da, der schon immer eine Rife auf mich gehabt hat. Er saß am äußersten Ende in einem von den oberen Stühlen. Und wie er sang, Gott sei mir bei, wie sang der Mann.

Die Meinung war ja nun, daß er an mir vorbeilaufen wollte. Er merkte ja, der Hammel, daß ich im Refrain nicht so ganz sicher war. Aber ich dachte ganz still bei mir: und wenn mich der Teufel frilassieren soll, so werde ich schon mit dir fertig werden! Er folgte mir unmittelbar auf den Ferjen, bis wir an die Stelle kamen:

„O Herr, sieh meine Sehnsucht
Und nimm mich heim zu dir.“

Da konnte er, Gott verdamme mich, nicht mehr. Da rückte ich ihm aus.

Dies hier: dada, dada, dada — da blieb er sitzen. Durch den Knubben konnte der Bursche nicht hindurchkommen.

Kein, mein bester Wolle, mir darfst Du mit Deinen Pillen nicht kommen, dann geht Dir Dein Latein nun doch aus. Das kann ich Dir sagen.

Heute lernen die Kinder ja nichts, aber damals, als ich zur Schule ging, da lernten wir, verdamme mich, etwas.“

„Was lernet Ihr denn?“ kam es mit ruhigem Wohlklang von einem aus dem Kreise, der von Kren entfernt saß. Kren sah bei dieser unerwarteten Frage verblüfft auf.

„Was wir lernten? Ja, glaubst Du Kindvieh, daß ich das behalten habe?“

Neue Literatur und Belletristik.

Zur Aderthalbhundert-Jahrfeier Schillers hat Max Heder (im renommierten Insel-Verlag Leipzig) „Die Briefe des jungen Schiller“ herausgegeben. Man wüßte auch nicht zu sagen, was eine bessere Ergänzung zu dem Bilde des jugendlich-revolutionären Räuber-Dichters gäbe, als diese lawabehigen, tief seinem Weien entstömenden Jugendbriefe, die, obwohl hier nur in Auswahl besichert, den Verdenden vom 13. bis zum 28. Lebensjahre begleiten. Ist dies doch gerade die schwerste Kampfpöche! Von Sorge und Not spricht auf hundert Seiten dieses Büchlein, das uns den Dichter durch seine Jugend- und Wanderjahre begleiten heißt, und wenn wir dann Abschied von ihm nehmen, da, wo er, ein Acht- und zwanzigjähriger, die Schwelle des reifen Mannesalters betritt und den Schauplatz seines künftigen Lebens erreicht hat, so trennen wir uns auch dann von ihm nur in der schmerzlichen Bewußtheit,

daß die Flügel jener finsternen Genien seinen Pfad noch lange, lange beschatten werden". So schreibt der Herausgeber in seiner fein abgetönten Einleitung zu diesem Auswahlbände, der literarisch wie technisch betrachtet als ein Musterbeispiel moderner Stileinfachheit und Schönheit gelten kann und bei alle dem Gediegenen gebunden doch für 2 M. zu haben ist.

Uebrigens steht heute der Inselverlag in dieser Hinsicht nicht mehr allein. Der Einfluß des von Meisterkünstlern befruchteten modernen Kunstgewerbes auch auf das Buchgewerbe ist unverkennbar, selbst im Letzteren. Hier wird, vornehmlich aus Rücksicht aufs Auge, klarer Druck angestrebt. Zwar herrscht die gotische Schrift noch vor, wohl mehr aus Gewohnheit, nicht selten aus einer sentimentalen Anwandlung von Deutschtümelei, es sei denn, daß die von allen fremden Nationen als unüberwindliches Hindernis empfundenen großen Schriftzeichen dem ganzen Stil des Buches entsprechen sollen. Sonst aber wählt man schon häufig Antiqua.

Da sind nun gerade die Ausgaben des Hyperion-Verlages von Hans von Weber-München doppelt bemerkenswert. Jüngst hat er zwei posthume Werke erzählender Gattung herausgebracht, deren erstes auch bei uns vollen Anspruch auf Klassizität erhebt. Es ist Claude Lilliers, des einstmaligen französischen Lehramtsgehilfen, Soldaten, angestellten Schulmeisters und Zeitungsschreibers' humoristischer Roman: "Rein Onkel Benjamin". Sein Entdecker und meisterhafter Uebersetzer war bekanntlich Ludwig Plan, während seiner zwischen 1848 bis 1864 in Paris verbrachten Züchtlingsjahre. Diesmal wird der Roman vollständig in einer gleichfalls vorzüglichen Uebersetzung von Otto Volkstiel dargeboten. Das Porträt Lilliers nach einem alten Steindruck ist ihm vorangestellt. Die Merkwürdigkeit dieser Ausgabe besteht aber vor allem in illustrierten Teil. Emil Preetorius heißt der Schöpfer dieser köstlichen Schattenbilder, in denen der ganze Humor des Dichters und seiner Gestalten wunderbar zum Ausdruck kommt.

In ähnlicher Aufmachung präsentiert sich das verschollen gewesene Werk eines mannhaften vormärzlichen Poeten. Es ist der satirische Roman "Kontraste und Paradoxen" von Friedrich von Sallet. Der Autor war ein origineller Dyrker und schlagfertiger Epigrammiker. Als Romanschriftsteller steckte er vollständig in romantischen Anschauungen und Empfindungen und zeigte eine gewisse geistige Verwandtschaft mit G. Th. A. Hoffmann. Derselbe sprudelnde Wit, dieselbe verschmörzte Wunderlichkeit, Ueber ihr wenigstens zum Greifen ähnlich. Uebrigens teilten auch noch andere Schriftsteller der seligen, damals bissig verspotteten, gegenwärtig wieder modisch werdenden Wiederbelebungsepoche — ich erinnere an Hermann Marggraf, Karl Herlofsohn — mit Sallet die Vorliebe für literarästhetische und pädagogische Themen und Einschläge in ihren Romanen. Wenn auch nur mehr eine Kuriosität, birgt dies Werk doch eine Reihe feingepigter Sentenzen für Leute, die gern absteifs vom breiten Wege gehen. Und damit ihr Zureise nicht vorzeitig erlahme, hat Alfons Woelfle, ein Münchener Künstler, den Roman mit höchst originellen Zeichnungen im paradoxen Geiste jenes Zeitalters geschmückt. Jedes dieser beiden Werke kostet stilvoll gebunden 6 M.

Wie dies zuletzt genannte Buch des deutschen Schriftstellers, so ist auch der Roman: "Contarini Fleming" von Lord Beaconsfield eine literarische Ausgrabung. Im allgemeinen kommt bei dergleichen Dingen, die meistens von angehenden Kathederliteraten zutage gefördert werden, nicht viel mehr heraus als ein paar philosophische Wetzstücken für gelehrte Zeitschriften. Und so hat denn auch dieser Roman zunächst nur einiges literarhistorisches Interesse. Sein Verfasser ist der später zum Earl of Beaconsfield erhobene britische Staatsmann Benjamin Disraeli (geboren am 21. Dezember 1804 zu London, gestorben am 19. April 1881). Disraeli war entschieden einer der allerbedeutendsten englischen Romanschriftsteller seiner Zeit. Verschiedene Umstände, teils politischer und gesellschaftlicher, teils persönlicher und konfessioneller Natur standen seinem Ruhm im Wege, oder was richtiger: der Staatsmann war für den Dichter und dieser wieder für jenen das größte Hindernis. Dann noch etwas anderes. Disraeli war jüdischer Abstammung, wenn auch getauft. Hieraus ergab sich die Feindseligkeit bei Juden und Christen. Beide Parteien — schreibt der Uebersetzer des Romans — haben beständig seine Aufrichtigkeit in Frage gezogen. Bei den Engländern als Jude verächtlich, bei den Juden als Christ — bei den Politikern als Dichter verhöhnt und bei den Dichtern als politischer Streber — bei den Revolutionären als Aristokrat gebrandmarkt und bei den Aristokraten als Revolutionär — bei den Schwärmern und Ideologen als Materialist abgelehnt und bei den Materialisten als Phantast und Mystiker — — also ist Benjamin Disraeli den seit Urzeiten bekannten, für alle Zukunft feststehenden Lebensweg eines großen Mannes gegangen: unverständlich und belächelt, einjam und brav! Im Todesjahr Lord Beaconsfields sind seine Romane in 11 Bänden gesammelt erschienen. "Endymion", sein letztes bedeutendes Werk — ein dreibändiger politischer Roman — ist wohl bisher der einzige geblieben, der durch einen deutschen Uebersetzer (C. Vöttger) auch bei uns Eingang gefunden hat. "Contarini Fleming" nun erscheint zum erstenmal in deutscher Sprache (bei Desterfeld u. Co., Berlin, Preis 4 M.) — 80 Jahre nach seiner Entstehung und seinem Erscheinen in England. Goethe hat ihn noch kurz vor seinem Tode gelesen. Auch Heinrich Heine hat ihn hernach gelesen und als eine bedeutende Dichtung begrüßt. Es wird darin die Bildung und der Entwicklungs-

gang eines Poeten behandelt; nur in ungleich anderer Weise wie Goethe in "Wilhelm Meister" getan hat. Es ist ein klassisches Werk ohne Frage. Ob es jedoch in unserem Zeitalter noch viel Leser finden wird, ist nicht sehr wahrscheinlich.

Dagegen dürften des Russen Iwan Gontscharow "Gesammelte Werke", die zum erstenmal in ungekürzter deutscher Uebersetzung (im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin) dargeboten werden, wegen ihres sozialistischen Schwergewichts auf ein besonderes Interesse rechnen. Wir haben bereits an dieser Stelle vor mehreren Monaten darauf hingewiesen. Unterdessen ist nun der zweite Band der auf vier Bände bezifferten Gesamtausgabe herausgekommen. Er enthält — überseht von Clara Brauer — auf 769 Druckseiten den berühmten Roman "Obломow", über den wir uns bereits damals geäußert haben. Die vorzügliche Darbietung macht dem Verlage zweifellos Ehre. Wir besüchtern aber, daß der Preis von 26 M. für die brochierte, von 82 M. für die gebundene Ausgabe — an sich in Anbetracht der bedeutenden Herstellungskosten gewiß nicht hoch — der Anschaffung in Arbeiterkreisen als unübersteigbares Hindernis im Wege steht. Und das ist sehr zu bedauern.

E. K.

Soll man Ruinen restaurieren?

Die Frage, ob das Heidelberger Schloß restauriert werden soll oder darf, nimmt Cornelius Gurlitt im zweiten Januarheft des "Kunstwart" zum Ausgangspunkt einer Untersuchung, die von allgemeinem Interesse ist. Der gründliche Kenner unserer alten Architektur schreibt:

"Der Streit um den Ott-Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses setzt wieder von neuem ein! Zwar das Wiederaufbauen ist der badischen Regierung verweigert worden, seit beide Kammern die Mittel hierzu verweigerten: sie folgten den Wünschen der Mehrheit aller Gebildeten und den lauten Protesten der Denkmalpfleger. Nun will man wenigstens die Ruine restaurieren, das heißt, diese soll Stein für Stein abgetragen werden, die morschen Steine sollen durch neue ersetzt und dann das Ganze wieder aufgebaut werden — als Ruine.

Wenn sich jemand in seinem Garten eine künstliche Ruine baut, wie dies das endende 18. Jahrhundert tat, so ist das seine Sache. Man wird wohl heutzutage über den romantischen Schwärmer lächeln, der sich Kosten macht, um ein innerlich unwahres und völlig zweckloses Ding hinzustellen, das vielleicht einen materiellen Reiz gewinnen kann, aber an sich einen künstlerischen Wert nicht beansprucht. Denn ein Kunstwerk ist wohl immer als der Ausdruck eines lebendigen Gedankens angesehen worden. Noch nie hat ein verständiger Mensch ein zerstörtes Bild oder eine beschundene Statue herstellen lassen — es sei denn einer, der die Absicht hätte, eine Fälschung zu begehen. Der Iwed lief dann darauf hinaus, die Beschädigungen wieder zu beseitigen und das „alt“ gemachte Kunstwerk nun als „echt“ in den Handel zu bringen. Ich wüßte daher auch nicht, daß seit den Tagen der Einrichtung der Parke von Sanssouci und Schönbrunn künstliche Ruinen größeren Stils geschaffen worden seien, so wenig wie künstliche Berge oder Grotten.

Etwas ganz anderes ist es aber, wenn ein Staat die ehrwürdigen, herrlichen Reste eines alten Baues abtragen und an deren Stelle eine künstliche Ruine schaffen will, die uns vortäuschen soll, sie sei jener Rest. Das schlägt jetzt die badische Regierung vor: die morschen Steine sollen ausgemittelt werden, wohl auch die beschädigten. Das heißt, die wiederaufgebaute Ruine soll als Blihbau neu erscheinen. Die gelehrte Untersuchung des Baues, wie sie namentlich Professor A. Haupt in Hannover durchführte, hat bewiesen, daß der Bau keineswegs nach einheitlichem Plan entstand, daß beim Aufbau nach dem ersten Entwurf schon fertig geschaffene Steine an einer nicht genau nach architektonischer Regel gewählten Stelle nach einem zweiten Entwurf verwendet wurden, und daß so „Fehler“ entstanden, jene Fehler, die ein Kunstwerk aus der Art einer akademischen Preisarbeit zu einem Werke von intemem Reiz umgestalten.

Will die badische Regierung diese Fehler noch einmal machen lassen? Soll das, was vielleicht den Meister des ursprünglichen Baues in arge Verzweiflung versetzte, was er aber nicht ändern konnte, nun auf fastem Wege nachgehakt werden? Oder will man die Fehler auf Grund der Lehrbücher von den klassischen Säulenordnungen verbessern? Die badische Regierung scheint in der von einer beneidenswerten Naivität eingegebenen Meinung zu sein, daß eine solche Arbeit, wie sie sie vorschlägt, ein Werk der Pietät sei, bei der der moderne Restaurator maschinenmäßig das Alte wiederherstellen könne. So daß man später meine, die Ruine, die da stehe, sei wirklich das Ergebnis eines traurigen Brandes, während sie doch nun ein mit großen Kosten teilweise aus altem Material geschaffener Neubau ist: Ein verwunderliches Denkmal einer in ihren Zielen unklaren Zeit, die immer noch glaubt, daß man durch Fleiß und Sorgfalt sein eigenes Handanlegen verstecken und das neu Erreichte ohne Falch für alt ausgeben dürfe.

Und warum die ganze Arbeit! Man hat uns lange Jahre Schaudergeschichten erzählt vom drohenden Verfall der Ruine. Wer will die Verantwortung dafür übernehmen, daß die Wand nicht eines Tages einstürzt? Natürlich meldete sich niemand. Als man aber die berufenen Sachverständigen fragte, erklärten diese die Ruine als keineswegs schlecht erhalten. Sie gaben ihre Meinung dahin ab, daß Winddruck ihr vielleicht gefährlich werden könne, und

Befehle über die Mittel, durch die diese Gefahr beseitigt werden könne. Erst in jüngster Zeit sind eine Anzahl Stimmen laut geworden, die der offiziellen Bangemacherei den Boden abgruben.

Immer wieder wirft man in Baden die Frage auf, was zu tun sei! Die Antwort ist einfach genug: Gar nichts ist zu tun! Nachdem der Bau aufs genaueste vermessen, photographiert, abgeformt ist, nachdem in dankenswerter Weise alles das geschehen ist, was ermöglicht, eine Kopie des Baues in allen späteren Tagen mit derselben Genauigkeit herzustellen, wie dies heute möglich ist, soll man die Ruine nur vor den Restauratoren schützen, sonst aber in Ruhe lassen. Schon um der guten Nächte aller Freunde Heidelbergs willen, die seit einer Reihe von Jahren durch Orgenschreie beeinträchtigt werden. Ist ein Schurz gegen Wind nötig, so mache man das, was nötig ist, zeige es aber: denn das Nötige getan zu haben, ist nie eine Schande. Will die Ruine einstürzen, so stürze man sie; man füge Strebe Pfeiler an von der Stärke, wie sie zum Halten nötig ist. Nicht „stilvoll“ abgestimmte, sondern redliche Mauerflöhe: die Ruine wird vielleicht dadurch noch vornehmer wirken. Sicher aber wird sie somit noch durch Jahrhunderte stehen können. Und was dann die badische Regierung und der badische Landtag beschließt, das wird abgewartet werden müssen. Vielleicht kommt man dann darauf, nachdem sich das deutsche Volk noch durch eine hoffentlich sehr lange Zeit des echten Baues und seiner echten Ruine erfreute, eine Kopie des Baues auf Grund der Aufmessungen herzustellen zu lassen. Vielleicht sage ich. Da ich aber mit dem Fortschritt der Vernunft rechne, glaube ich, daß man im 21. oder 22. Jahrhundert erkannt haben wird, daß ein solches Werk die Kosten nicht lohnt. Man wird mit Trauer die Aufmessungen studieren und die noch erhaltenen Reste mit doppelter Sorgfalt pflegen, man wird jene loben, die sich das Alte zu erhalten herzlich mühten und sie preisen, daß sie nicht an Stelle dieses Alten Falsches setzten. Und man wird anerkennen, daß Denkmäler eben sterben.

Das Verkehrteste aber scheint mir, das zu tun, was man als erschreckliche Gefahr fürchtet, nämlich die Ruine niederzulegen, damit sie nicht einfallt. Ich habe unlängst von einem Manne gelesen, der sich aus Furcht vor einem Duell erschoss: dieser Mann ist mir nicht als ein Muster vorzüglicher Weisheit erschienen

Kleines feuilleton.

Der vierte Pestherd der Erde. Für jede ansteckende Krankheit muß es nach der Theorie eine Gegend geben, wo sie endemisch, das heißt als dauernde Volkskrankheit, vorhanden ist, während das epidemische Auftreten die vorübergehende Ausbreitung auf andere Gebiete bedeutet. Selbstverständlich können diese Verhältnisse aber wechseln. In einem Lande, wo sie endemisch herrschte, kann eine Seuche erlöschen und kann in dem anderen, das sie sonst nur epidemisch heimsuchte, sich dauernd einnisten. Ein deutliches Beispiel dafür zeigt die Verbreitung der Pest während des letzten Jahrzehnts. Ihr angestammter und fester Sitz wurde immer in China gesehen, aber ihr Uebergreifen namentlich auf Indien, dann auch auf Südafrika, ist ein so hartnäckiges gewesen, daß man auch in diesen beiden Reichen jetzt von einer endemischen Herrschaft der Pest sprechen muß. In Australien sind die Pestfälle nur so vereinzelt gewesen, daß sie vergleichsweise unbeachtet bleiben können. Dagegen kann jetzt kein Zweifel mehr daran bestehen, daß es noch einen vierten gefährlichen Pestherd auf der Erde gibt, und zwar wieder in einem anderen Erdteil, nämlich in Amerika. Das Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung weist jetzt auf Grund eines zuverlässigen und umfangreichen Materials nach, daß die Pest in Kalifornien endemisch ist. Als besonderes Merkmal dafür wird die jetzt erst festgestellte Tatsache betrachtet, daß die Nagetiere dort in großer Zahl mit Pest behaftet sind. Es ist bekannt, daß diese Tiere eine ständige Gefahr für den Menschen bilden, da sich die Pestkeime durch Schmarotzer von jenen auf diesen übertragen. Namentlich unter den Erdschwürmchen scheint die Pest in Kalifornien außerordentlich stark verbreitet zu sein und bei der ungeheuren Häufigkeit dieser Tiere ist an ihre Ausrottung kaum zu denken. Diese Tatsachen stellen die Regierung der Vereinigten Staaten vor eine höchst wichtige Aufgabe, an deren Lösung auch die übrige Welt lebhaftes Interesse hat, weil ein Pestherd bei dem heutigen Stand des Welthandels eine allgemeine Gefahr bedeutet.

Erziehung und Unterricht.

Suggestion bei Kindern. Jeder Erwachsene, der viel mit Kindern zu tun hat, weiß aus Erfahrung, wie leicht Kinder zu beeinflussen sind. Kommt es doch bei einer Antwort, die man von dem Kinde hören will, oft nur auf die Art der Fragestellung an. Auf die Frage: „Du bist doch nicht etwa auf der Eisenbahn gewesen?“ kann als Antwort nur ein „Nein“ erfolgen. So ist es auch bei vielen Erwachsenen. Liegt doch in der Frage schon die Antwort. Man erwartet direkt das Nein. „Du bist doch nicht etwa“ heißt: So etwas traue ich Dir gar nicht zu.

Viele Lehrer und Eltern kennen den Wert der Suggestion in der Erziehung und wissen ihn wohl zu schätzen. Und doch wird die Suggestion viel zu wenig angewandt und viel zu einseitig. Hier sei nur kurz angedeutet, was für ein großer Helfer uns in der Suggestion

Behandlung der Kinder bei leichten oder eingebildeten Krankheiten entgegentritt. Wie leicht sind Kindertränen durch gütlichen Zuspruch zu stillen. „Heile, heile Segen, sieben Tage Regen, sieben Tage Schnee und dann tut es gar nicht mehr weh.“ Ein paar mal noch über das Bäckchen gestrichen und wirklich, Mund und Augen lachen schon wieder, während dicke Tränen noch die Waden herunterlaufen. Hat ein Kind sich in den Finger geschnitten, so bewirkt ein herumgebundenes Läppchen das sofortige Aufhören der Schmerzempfindung, und ich habe wiederholt beobachtet, daß bei „Kopfschmerz“ ein Stückchen Gipspflaster auf die betreffende Stelle geklebt, das vorher nörgelende Kind „beruhigt“. Ja, ich kenne Fälle, in denen das „erkraute“ Kind ausging, um mit Stolz sein Gipspflaster zu zeigen. Und was für Wunder kann ein Löffel Zuckersirup bewirken. Freilich ist es bei größeren Kindern zweckmäßig, das Zuckersirup aus einer Flasche (Medizinflasche) in den Löffel zu gießen, um den Erfolg der kugelförmigen Behandlung nicht herabzusetzen. Bei nervösem Husten bewirkt ein harmloser Hustenbonbon eine sofortige Abschwächung des Hustenreizes; ein um den Hals gebundenes Tischtuch hat denselben Erfolg.

Solcher „Heilmittel“ gibt es unzählige. Und wenn sie auch bei wirklich erster Erkrankung nicht auf die Dauer helfen können, so geben sie auch da dem Kinde auf kurze Zeit Hilfe und Erleichterung und können niemals Schaden anrichten. Bei eingebildeten und leichteren Krankheiten oder Verletzungen kommt es oft nur darauf an, das Kind von der Idee des Krankseins überhaupt zu befreien und es in irgend einer Weise abzulenkten. Und da tun Gipspflaster und Zuckersirup mit gütigem Zuspruch größere Wunder, als man sich träumen läßt.

Aus dem Pflanzenreich.

Moore in den Tropen. Vielfach begegnet man in geologischen Kreisen der Ansicht, eine Moorbildung könne nur in Gegenden mit gemäßigtem oder kaltem Klima eintreten; für die Tropenwelt sei sie ausgeschlossen, da die Pflanzen dort allzu schnell der Verweilung anheimfallen und so ihre Reste sich nicht zu Torf anammeln könnten. Beweiskräftiges Material für die gegenteilige Ansicht lag auch nicht vor, da derartige Gegenden in den Tropen der todbringenden Fieberausdünstungen wegen bisher von Europäern gemieden, zum mindesten nicht einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen worden waren. Erst ganz kürzlich sind die Ergebnisse einiger Forschungen im tropischen Nordamerika und auf Sumatra bekannt geworden, auf Grund deren Dr. Stremme in der Zeitschrift „Gaa“ die Möglichkeit einer Moorbildung auch in heißen Landstrichen nachweist. Der genannte Gelehrte geht davon aus, daß zwischen Hochmooren und Flachmooren streng zu unterscheiden ist. Die Hochmoore seien fast ausschließlich aus einer dichten Decke von Torfmoos — Sphagnum — und wenigen anderen mit diesem vergesellschafteten Pflanzen zusammen, während das Sphagnum in den Flachmooren nur sehr selten auftritt, vor allem für die Torfbildung nicht wesentlich ist. Diese Erscheinung hängt mit der verschiedenen Art der Entstehung zusammen: Die Hochmoore entstehen besonders da, wo Regenwasser, das bekanntlich sehr arm an Nährsalzen ist, sich anammelt, das das Torfmoos innerhalb bestimmter niedriger Temperaturen aufhäuft. Derartige Hochmoore, die von Grund- und Quellwasser ganz unabhängig sein können, trifft man in Deutschland auf dem Brocken, in der Rhön, dem Vogelsberg und Riesengebirge. Flachmoore dagegen trifft man überall da, wo Grundwasser oder Bäche, Flüsse usw. stagnieren; die Streu der in und an diesem nährstoffreichen Wasser kann nun nicht in Verweilung übergehen und wird sich allmählich in Torf verwandeln. Derartige Moore sind u. a. die Brüche in den Havel- und Spreeniederungen und die Moore der deutschen Nordseeküste, die auf das allmähliche Absinken des nordwestlichen Deutschlands und die dadurch hervorgerufene Stagnation der Binnengewässer zurückzuführen sind. Diese Art der Flachmoore wird in der gemäßigten und kalten Zone naturgemäß häufig auch von der Hochmoorflora nachträglich besiedelt. In tropischen Gegenden fehlt selbstverständlich das Sphagnum, aber in denjenigen Gebieten, in denen durch positive Strandverchiebung, also durch allmähliches Untertauchen des Landes in das Meer der Abfluß der Flüsse gegen die Mündung hin verlangsamt wird, entstehen in den Sumpfgewässern aus den Vegetationsresten mächtige Torfschichten. Das ist jetzt nachgewiesen für die sogenannten „Swamps“, die sich entlang der Ostküste der Vereinigten Staaten hinziehen. Das sind fast undurchdringliche Sümpfe, dicht mit Zypressen, Mangrovebäumen und Lagus bestanden, häufig mit einer Faulschlammdecke bedeckt, wie man sie in kleinerem Maßstab in jedem Sommer auf vielen Seen in der Umgebung Berlins beobachten kann. Der Torf in den „Swamps“ zeigt in der Zusammensetzung ganz merkwürdige Übereinstimmungen mit den Braunkohlenbildungen des norddeutschen Flachlandes. Ebenso wurde vor kurzem in einem Senkungsgebiet der Insel Sumatra ein immergrünes Waldflachmoor entdeckt, das einen Flächenraum von über 80 000 Hektar bedeckt, dessen Untergrund ebenfalls als Torf nachgewiesen wurde. Diese Feststellung ist deshalb auch von besonderer Wichtigkeit, weil damit auch eine Ansicht hinfällig wird, der man nicht selten in der Fachliteratur begegnet, daß nämlich die Steinkohlenlager, die aus Moorbildungen hervorgegangen sind, unmöglich in einem tropischen Klima hätten entstehen können und daß demnach das Klima unserer Erde zum mindesten seit dem paläozoologischen Zeitalter, dem Alttertiär, keine wesentlichen Änderungen erfahren habe.